

genlande dem Phantom einer Krone nach. Er folgt den Spuren Alexanders und Cäsars, die der Wüstensand verweht hat.

Und tags darauf schreibt er an Joseph: „Ich wünschte, daß Désirée mit Bernadotte glücklich würde; denn sie verdient es.“

ACHTES KAPITEL

Deutscher Ebrendoktor und französischer Kriegsminister

Nach Ablauf seinesurlaubes wurde Bernadotte auf den Kriegsschauplatz an den Rhein beordert, wo er das Kommando der Vorhut der auf dem rechten Ufer operierenden Armee übernehmen sollte.

Am 20. November trifft er in Mainz ein, besichtigt die französischen Befestigungen und begibt sich über Worms nach Gießen, dem Sitz des Hauptquartiers.

Seit Jourdans Rückzug ist es am Rhein ziemlich ruhig geworden. Die Kriegshandlungen sind langsam eingeschlafen, denn Kaiser Franz hat in Leoben und Rastatt bereits auf das linke Rheinufer verzichtet, und auch Preußen hat durch das Sonderabkommen von Basel den augenblicklichen Status quo anerkannt. Was die französischen Könige von Philipp August bis auf Ludwig XIV. angestrebt haben, aber niemals erreichen konnten — die Republik hat es geschafft: Der Rhein ist auf seinem ganzen Lauf Frankreichs Ostgrenze geworden. Was vordem deutsches Land gewesen, gehört jetzt als Departement Donnersberg und Ruhr (Mont Tonnerre und Roër) zur einen und unteilbaren Republik, wie die amtliche Bezeichnung des französischen Staatssystems lautet. Am linken Ufer des deutschen Stromes steht der französische Posten, auf dem rechten

der Österreicher mit Zopf und Gamaschen, und der Sansculotte, der sich langweilt, möchte seinen deutschen Kameraden ärgern, indem er ihm „Filoul“ zuruft. Der Weißbrock, der drüben Germaniens Grenze bewacht, ist der französischen Sprache unkundig. Er meint, der andre frage ihn, wieviel Uhr es sei, und so antwortet er treuherzig und nach bestem Gewissen: „Halber vier!“ – wie der biedere Alemanne Johann Peter Hebel so köstlich im Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes erzählt.

Am Mittelrhein stehen die Franzosen stellenweise noch auf dem rechten Ufer und halten hessen-darmstädtisches Gebiet besetzt. Das französische Hauptquartier liegt in Gießen, das dem Landgrafen von Hessen gehört, der sich bald mit Napoleons Zustimmung Großherzog nennen darf. . .

Im Hause des Universitätsprofessors Crome bezieht General Bernadotte Quartier. Die Herren Franzosen lassen es sich auf Kosten der Bürger gut gehen. Die Verpflegungskosten werden von den Generalen je nach Gutdünken festgesetzt – füllt euch die Taschen! lautet die Devise. Zwei Karolin (rund 22 Mark) hat Bernadottes Vorgänger im Tag verlangt. Der neue General ist mit einem Louisdor zufrieden – das sind allerdings nur etwa 2,50 Mark weniger, als der andre bekommen hat, da aber die Sätze für die übrigen Offiziere im gleichen Verhältnis herabgesetzt werden, bedeutet es doch eine wesentliche Entlastung für den Stadtsäckel und damit auch für die Bürger, die aufschwerste unter den hohen Kontributionslasten leiden.

Durch diese kluge und menschenfreundliche Haltung – man ist dergleichen von französischen Generalen sonst nicht gewohnt – führt Bernadotte sich vorteilhaft bei der Bevölkerung ein. Die Gießener Bürger haben auch sonst allen Grund, mit dem neuen General zufrieden zu sein. Denn Bernadotte ist – was man von den meist herzlich ungebildeten republikanischen Generalen (einer von ihnen, Humbert, ein Lothringer Bauernsohn, war sogar des Schreibens unkundig) im allgemeinen nicht gewohnt ist – ein Freund der Wissenschaften und der gelehrten

Studien. Im Hause seines Quartierwirtes lernt Bernadotte das Professorenkollegium der Gießener Universität kennen. Und so ungnädig er noch vor wenigen Jahren die Magnifizenzen und Spektabilitäten der Altdorfer Universität angeschnauzt hat, so wohlwollend zeigt er sich jetzt gegenüber den Lehrern und Schülern der hessischen Alma mater. Die gelehrten Herren sind keine schlechten Diplomaten. Sie bekunden besonderes Interesse für die umfangreichen Büchersendungen, die der General ständig aus Paris erhält. Der Bibliotheksdirektor Schmidt ist ein ganz Schlauer; er wittert eine Chance, die Bestände der ihm anvertrauten Sammlung kostenlos zu vermehren. Ob die Bibliothek, der in dieser schweren Kriegszeit – „die Herre Franzose fresse uns noch die Haar vom Kopp“ – jegliche Mittel für Neuanschaffungen fehlen, nicht wenigstens die Bücher und Karten erwerben könnte, die der General nicht mehr benötigt oder für die er kein Interesse hat. Bernadotte versteht diese Blumensprache. Wenige Tage später läßt er der Bibliothek eine Anzahl teurer und umfangreicher französischer Reise- und Geschichtswerke zugehen.

Wie dankbar die Universität diese Spende entgegengenommen hat und wie wenig man andererseits von den französischen Eroberern solche Freigebigkeit erwartete, beweist die Tatsache, daß der Senat der Universität unmittelbar darauf eine Abordnung in das Quartier des Generals schickte, die ihn bat, als Dank für seine Schenkung die Würde eines Doktors honoris causa entgegenzunehmen. Bernadotte nahm die ihm zugedachte Ehrung an. Am 16. Dezember 1798 brachte die gesamte Studentenschaft ihrem neuen Kandidaten einen Fackelzug, und am 18. wurde ihm das von dem Rector Magnificus Johann Gotthelf Sigmund Albrecht Büchner und den Professoren Koch, Schmidt und Hetzel als Dekanen ausgefertigte Doktor-diplom überreicht – „viro gestarum fama longe celeberrimo Joanni Baptistae Bernadotte, potentissimae Francorum reipublicae duci bellico fortissimo, sagacissimo, gloriosissimo, erga

patriam nostram quatenus copiis suis cum occupaverat, indulgentissimo erga accademiam munificentissimo ac benignissimo, erga scientiarum professores, omnesque musarum cultores humanissimo, litterarum artiumque patrono insigni, quibus eminentibus virtutibus praeclara accedit rerum, quae ad eruditionem spectant peritia inprimis rerum historicarum, politicarum, cameralium et statisticarum, cognitio, propter quam in societatem nostram litterarium cooptare, quae arctoribus quasi vinculis eum nobiscum conjungere posse gloriarum“, wie es im barocken Latein der Urkunde heißt. Die Promotion wurde nach üblichem Brauch durch einen Doktorschmaus gebührend gefeiert, wobei besonders angenehm vermerkt wurde, daß Bernadotte die gesamten Kosten für diese Veranstaltung nicht auf die Stadt abwälzte, sondern aus eigener Tasche bezahlte.

So wurde der französische General Bernadotte Ehrendoktor einer deutschen Universität. Daß er auf die ihm zuteil gewordene akademische Würde stolz war, bezeugt ein Schreiben, das er wenige Tage später aus Mainz an die Gießener Universität richtete. „Ich danke nochmals für das Diplom, das Ihre ehrenwerte Akademie mir verliehen hat“, heißt es darin. „Ich halte mich dessen keineswegs für würdig, bin vielmehr zufrieden, wenn Sie mich für wert halten, einen Platz auf den Bänken Ihrer Schüler einzunehmen.“

Bernadotte, dessen Hauptquartier während der nächsten Monate in das Deutsch-Ordenshaus, das spätere großherzogliche Schloß, nach Mainz verlegt wurde, hat auch sonst bei der hessischen Bevölkerung ein gutes Andenken hinterlassen. Er erreichte, daß der Landgraf von Hessen aus der Koalition gegen Frankreich austrat und sein Kontingent – 3000 Mann – zurückzog. Zum Dank für seine Vermittlung ließ ihm der Landgraf durch Professor Crome eine Domäne als Geschenk anbieten – „Unsere Kassen sind zu sehr erschöpft, um ein Geldgeschenk aufzubringen“, entschuldigte sich der Professor.

„Halten Sie mich denn für einen Juden?“ erwiderte Bernadotte empört. „Was ich tat, geschah nur aus Menschlichkeit. Kein Wort mehr darüber!“

Diese Handlungsweise ehrt Bernadotte um so mehr, als es damals durchaus üblich, ja geradezu selbstverständlich war, daß Generale und Gesandte ohne Bedenken für die einem andern Land geleisteten Vermittlerdienste sich wie gewerbsmäßige Makler bezahlen ließen und diese Geldgeschenke von den betreffenden Regierungen nicht heimlich als Bestechungssummen, sondern offiziell als handelsübliche Provisionen gezahlt und auch angenommen wurden.

Obwohl der Friedenskongreß in Rastatt noch weiter tagte, war der Ausbruch des Krieges doch unvermeidlich. Österreich wollte die Abwesenheit Bonapartes in Ägypten benützen, um den Franzosen die in den letzten Jahren verlorenen Gebiete wieder zu entreißen. Der Augenblick dazu schien günstig gewählt, denn von den Generalen, über die die Republik verfügte, reichte keiner auch nur entfernt an das Feldherrngenie eines Bonaparte heran.

Jetzt wurde es auch am Rhein wieder lebendig. In Straßburg sammelte Jourdan die Rheinarmee, während Bernadotte in Mainz ein zweites Heer zusammenzog, das auf 30000 Mann gebracht werden sollte. Am 1. März 1799 kapitulierte Mannheim. Bernadotte stand also der Weg durch das Neckartal offen. Schon wenige Tage nach der Besetzung Mannheims fand sich in seinem Hauptquartier eine Abordnung der Heidelberger Universität ein, die in banger Sorge um das Schicksal der Stadt, deren Schloßruinen an die Franzosenzeit vor hundert Jahren erinnerten, um Schonung und Schutz bat. Bernadotte gab den Professoren alle Zusicherungen. „Sie können Ihre Jugend ruhig weiter unterrichten“, sagte er. „Meine Offiziere schützen die Künste und lieben die Wissenschaften.“

Heidelberg blieb indes vor dem Einmarsch der Franzosen

verschont, denn deren Augenmerk war zunächst auf die von den Österreichern tapfer verteidigte Festung Philippsburg gerichtet, die in den beiden letzten Jahrhunderten so oft der Schauplatz erbitterter Kämpfe gewesen war. Zu einem entscheidenden Schlag kam es aber nicht, da Bernadotte und Jourdan einander bald in die Haare gerieten. Jourdan verlangte von Bernadotte einen Teil der vor Philippsburg liegenden französischen Truppen als Verstärkung für seine Armee. Bernadotte weigerte sich, worauf Jourdan sich beim Direktorium beschwerte. Nun griff Paris ein, und der Kriegsminister suchte die Rangstreitigkeiten zwischen den beiden Generalen dadurch beizulegen, daß er Bernadottes Observationsarmee dem Oberbefehl Jourdans unterstellte. Bernadotte erblickte darin eine Zurücksetzung; er schützte ein Lungenleiden vor, legte den Oberbefehl nieder und verließ sein Heer. Schmollend zog er sich zum Zweck einer Brunnenkur nach Simmern zurück.

Jourdan sah sich indes nach dem Verlust der Schlachten bei Ostrach und Stockach bald zur Räumung des rechten Rheinufers gezwungen, da von der Donau her starke österreichische Streitkräfte im Anmarsch waren. Der Rastatter Friedenskongreß flog auf; die kaiserlichen Vertreter reisten der Reihe nach ab, und am 28. April wurden die französischen Gesandten Bonnier und Roberjot, als sie nach Frankreich zurückkehren wollten, vor der Stadt von Szekler Husaren überfallen und niedergemetzelt. Die Tat ging offenbar von militärischen Kreisen aus, die sich in den Besitz der Papiere der Gesandten setzen wollten.

Der Krieg war jetzt unvermeidlich. Die Lage war für die französische Republik sehr ungünstig. Die besten Generale und Soldaten hatte Bonaparte nach Ägypten mitgenommen. In Frankreich selbst herrschte allgemeine Unzufriedenheit und Uneinigkeit. Die Finanzwirtschaft des Direktoriums war katastrophal; man lebte fröhlich und unbekümmert in den Tag hinein, Unsummen wurden veruntreut, aber keiner konnte

gegen den andern auftreten, da alle mehr oder minder belastet waren.

In dieser Zeit, wo das Land jeden Mann brauchte, konnte ein General wie Bernadotte nicht abseits stehen.

Auch von der Mühle in Simmern aus, wo er zur Kur weilte, hatte Bernadotte den Gang der Ereignisse in Frankreich mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Es kriselte wieder einmal in Paris. Im Rat der Fünfhundert machte sich eine starke Opposition gegen das Direktorium bemerkbar. Die Redner führten eine sehr scharfe Sprache und verlangten offen den Rücktritt der durch Unterschleife am meisten kompromittierten Direktoren. Moulin und Roger Ducos – der letztere ein ehemaliger Jakobiner – wurden in das Direktorium gewählt, dessen Vorsitz der ehemalige Abbé und frühere Gesandte in Berlin, Sieyès, übernahm. Das war der Staatsstreich vom 30. Prairial; er verlief unblutig, und das Volk nahm keinen Anteil daran; mit banger Sorge sah man indes die verhaßten Jakobiner wieder zu Macht und Ansehen gelangen. Im übrigen blieb alles beim alten: „Das Direktorium wollte nichts, hörte nichts an und vertagte alles“, schildert der damalige Finanzminister Lindet die Wirtschaft der Regierung. „Die Direktoren lasen nur die Zeitungen und erörterten die Artikel, über die sie sich ärgerten . . . Nach der Sitzung, die von 11 bis 5 dauerte, begaben sich die Direktoren zum Essen. Es war immer eine sehr zahlreiche Gesellschaft bei Tisch, und man trank und aß bis in die Nacht hinein. Am Morgen lasen sie dann wieder Zeitungen und Briefe, damit sie während ihrer entsetzlich langweiligen Sitzung miteinander darüber sprechen konnten.“

Lange kann dieses System sich nicht mehr halten. Zunächst sucht man es durch Änderungen innerhalb der Ministerien zu retten. Sieyès, der bisherige Gesandte in Berlin, übernimmt den Vorsitz im Direktorium. Eine Neubesetzung verschiedener Ministerien ist die nächste Folge. Der Direktor Gohier schlägt, gestützt auf die Brüder Joseph und Lucien Bonaparte,

die beide dem Rat der Fünfhundert angehören, den General Bernadotte für den Posten des Kriegsministers vor.

Am 2. August 1799 erfolgt seine Berufung. Unter denkbar schwierigsten innen- und außenpolitischen Verhältnissen übernahm er dieses verantwortungsvolle Amt.

Die Kassen waren leer, im Lande herrschte nicht nur Unzufriedenheit, sondern schon nahezu Bürgerkrieg. Vom Rhein bis hinunter nach Italien war der Krieg aufs neue entbrannt; in der Nordsee und im Mittelmeer bedrohte die englische Flotte die französischen Küsten, und im Westen und im Süden erhoben sich die Royalisten.

Der schwedische Gesandte in Paris, Baron Brinkmann, sagte damals von seinem künftigen Landesherrn, er habe sich „wenn auch nicht gerade als Anarchist, so doch als begeisterter Anhänger einer unbegrenzten Freiheit“ gezeigt. Um die Stimmung zu heben, versuchte Bernadotte an den Geist von 1792 zu appellieren, der damals unter ähnlich schwieriger Lage einen Zusammenschluß aller Franzosen zu einer begeisterten Volksgemeinschaft herbeigeführt hatte, die allen parteipolitischen Hader vergaß, um das von den Feinden bedrohte Vaterland zu retten. Die Aufrufe und Verfügungen, die Bernadotte in seiner Eigenschaft als Kriegsminister erließ, sind im Stil der Jakobiner gehalten. In schärfsten Worten und Maßnahmen wendet er sich gegen die Royalisten; er verlangt die Stellung von Geiseln, rücksichtslose Bestrafung der zahlreichen Agenten und Spione und Vernichtung der „Briganten der Chouanerie“. Aber derselbe Mann hat sich noch vor wenigen Monaten in ritterlicher und selbstloser Weise für das Leben eines royalistischen Emigranten eingesetzt, der nach Paris zurückgekehrt und verhaftet worden war. Es war sein früherer Regimentschef Marquis d'Ambert, den er schon einmal in Marseille vor der Wut des Pöbels gerettet hatte. Er bot alles auf, um die Freilassung des Verhafteten durchzusetzen. „Wenn Sie dem Obersten das Leben schenken“, schrieb er an das Direk-

torium, „so werde ich dies als Dank betrachten für alles, was ich bisher für die Republik geleistet habe.“ Aber seine Bitte wird abgeschlagen; das Direktorium braucht, um sich zu behaupten, Blutopfer. Nun geht Bernadotte selbst ins Gefängnis und wagt einen letzten Schritt: Er bietet dem Gefangenen seine Mithilfe an, wenn er einen Fluchtversuch machen wird. Doch der Oberst weigert sich im Bewußtsein seiner Unschuld zu fliehen, und so wird er zum Tode verurteilt und in der Ebene von Grenelle erschossen.

Auch jetzt erweist sich Bernadotte trotz seines Jakobinerturns den Royalisten gefällig. Durch den Abgeordneten Chiappe erfährt er, daß der Herzog von Enghien, ein naher Verwandter des französischen Königshauses, sich heimlich in Paris aufhält. Enghien ließ Bernadotte den Marschallsstab anbieten, wenn er die Wiederherstellung des Königtums fördern werde. Er weiß, daß der Augenblick schlecht gewählt ist, jetzt die Rolle eines Generals Monk zu spielen. Er muß dem Herzog auf sein Angebot eine abschlägige Antwort erteilen, gibt ihm aber drei Tage Zeit, um Paris und Frankreich zu verlassen. Dagegen steht er einem anderen, damals geplanten Komplott nahe: Man will mit Hilfe der noch überlebenden ehemaligen Mitglieder der Konstituante Madame Royale, die Tochter Ludwigs XVI., die bisher im Temple festgehalten und jetzt gegen französische Gefangene an Österreich ausgetauscht wurde, zur Königin von Frankreich ausrufen.

Auf der andern Seite aber suchte er die vom Polizeiminister Fouché beschlossene Auflösung des Jakobinerklubs zu verhindern.

Sieyès wirft ihm vor, er wolle ein Catilina der Republik werden, ein Geist, der alles verneint und bekämpft, damit er selbst an die Spitze der Macht gelange.

· Eine Zeitlang denkt er daran, das Direktorium durch ein Konsulat zu ersetzen, in das er sich mit seinem Schwager Joseph Bonaparte teilen will. Aber schließlich glaubt er, gestützt

auf seine Beliebtheit im Volke, diesen Posten allein übernehmen zu können.

Der gefährlichste Rivale, Napoleon, ist zum Glück nicht in Frankreich. Man muß ihn noch recht lange in Ägypten lassen. Und der törichte Sieyès, der allmählich nicht mehr aus noch ein weiß, möchte ihn am liebsten heimholen.

„Aber das hieße doch ihm die Diktatur anbieten“, warnt Bernadotte und zieht sich durch diese Antwort das Mißtrauen des bonapartefreundlichen Sieyès zu.

Seinen Dienst als Kriegsminister versieht er mit größter Gewissenhaftigkeit.

Er bewohnt weiterhin sein kleines Haus in der Rue Cisalpine – es mag nicht mehr als 20000 Franken gekostet haben, und Bernadotte hatte es von seinen Ersparnissen gekauft, erzählt Barras in seinen Memoiren. Hier hat Frau Désirée ihrem Gatten am 4. August einen Sohn geschenkt – das einzige Kind, das aus ihrer Ehe hervorgegangen ist – der spätere König Oskar I. von Schweden und Norwegen. Napoleon wird, nach seiner Rückkehr aus Ägypten, bei dem Kind seiner ehemaligen Braut Patenstelle übernehmen und ihm den Namen Oskar – ein Niederschlag seiner Ossianlektüre – geben, als ahne er, daß dieses Kind einmal die Krone eines nordischen Reiches tragen werde . . .

Bereits um drei Uhr morgens steht Bernadotte auf; um vier fährt er in das Kriegsministerium, das in der Rue de Varenne ist. Unterwegs läßt er in Faubourg Saint-Honoré halten und nimmt seinen Sekretär Alexandre Rousselin de Saint Albin mit, einem schreibgewandten Jakobiner.

Bernadotte ist ein fleißiger Arbeiter. Er hat seinen Beamten eingeschärft, daß jedes Schriftstück innerhalb vierundzwanzig Stunden erledigt oder doch wenigstens beantwortet werden muß. Eine ungeheure Arbeit, aber sie muß bewältigt werden und wird es auch, da der Chef seinem Personal selbst mit dem besten Beispiel vorangeht.

Ungeheures wird von ihm verlangt: er muß alles neu schaffen und organisieren. Zweihunderttausend Mann sollen ausgehoben, eingekleidet und einexerziert werden; alle im Urlaub befindlichen Offiziere werden einberufen, die pensionierten reaktiviert; in den Fabriken muß Tag und Nacht an der Herstellung von Kriegsmaterial gearbeitet werden. An der Front fehlt es an Waffen und Munition. Nach Italien werden allein hunderttausend Gewehre geschickt. Hinzu kommt die Ausarbeitung von Instruktionen, Verfügungen, Proklamationen und Kriegsplänen und die täglichen Berichte, die er dem Direktorium vorlegen muß. Täglich arbeitet er ununterbrochen fünfzehn bis sechzehn Stunden. Erst gegen sieben Uhr abends verläßt er das Ministerium und kehrt, begleitet von seinem Sekretär und seinen Adjutanten, nach Hause zurück, wo Frau Désirée für ihren Gatten und dessen Mitarbeiter bereits den Tisch gedeckt hat. Meist findet er hier seine beiden Schwäger Lucien und Joseph Bonaparte vor; doch die Freundschaft, die sie anfangs verbindet, beginnt allmählich zu erkalten. Sie trauen ihm nicht mehr, sie haben ihn durchschaut und wissen, daß er nicht daran denkt, die ehrgeizigen Pläne ihres Bruder zu fördern, sondern gern selbst der erste Mann im Staate werden möchte . . .

Bisweilen nimmt er selbst an Rekrutenbesichtigungen teil, um die Zuneigung der jungen Soldaten zu erwerben. So bringt der „Moniteur“ vom 5. September 1799 einen von ihm redigierten Bericht über eine solche Parade, die Bernadotte am 1. September über die Rekrutendepots in Courbevoye abgehalten hat. „Kinder, ihr seid die Hoffnung des Vaterlandes“, redete er sie an. „Euch soll Frankreich seine Freiheit verdanken.“ Dann sagte er zu den versammelten Offizieren: „Sie kennen die heilige Pflicht, die Sie übernommen haben. Geduld wird die jungen Rekruten an die Manneszucht gewöhnen. Schonung der Leute gibt allein schon das Recht zu unbeugsamer Gewalt gegen die, die schlechten Willen zeigen sollten.“

„Es lebe die Republik!“ war die Antwort der Konskribierten, von denen nun ein gewisser Roussel das Wort ergriff, seine Kameraden zum Gehorsam ermahnte und mit den Worten schloß: „Alle Lorbeeren sind noch nicht gepflückt!“ Bernadotte ernannte ihn sofort zum Gefreiten und umarmte ihn, was auch die anwesenden Departementsvertreter taten. Beim Fortreiten gaben mehr als 600 Mann dem General das Geleite bis zum Dorf, indem sie fortwährend ihre Treue beteuerten. Der Minister befahl, daß jedem Mann ein Franken ausgezahlt werden sollte. Wie wir erfahren“, so schließt der Bericht recht naiv, „haben die meisten Leute das Geld zu nützlichen Zwecken verwendet.“

Doch nur zwei Monate und zehn Tage bekleidet Bernadotte das Amt des Kriegsministers. Der Polizeiminister Fouché ist sein Gegner, und dessen Intrigen erliegt er. Am 20. August bereits wird der bisherige Kommandant von Paris, General Marbot, der Vater des napoleonischen Memorialisten und ein persönlicher Freund Bernadottes, abberufen und durch Lefèbvre ersetzt. Gleichzeitig melden die Zeitungen, General Brune sei für den Posten des Kriegsministers ausersehen. Diese Meldung ist zwar noch verfrüht, aber einen Monat später kommt es doch zu Bernadottes Sturz. Fouché hat ihn als Jakobiner und Royalist – die Gegensätze berühren sich – angeschwärzt. Sieyès, der ihn am 13. September besucht, sucht ihn vorsichtig auf seinen bevorstehenden Sturz vorzubereiten. Er spendet seiner bisherigen Ministertätigkeit hohes Lob und meint im Laufe des Gesprächs, er würde gewiß gern wieder einmal als Obergeneral an der Front tätig sein. Tags darauf meldet sich der Platzkommandant Lefèbvre bei Bernadotte und überreicht dem Kriegsminister den blauen Brief: „Das Direktorium hat soeben Ihrem so oft ausgesprochenen Wunsche gemäß, wieder im aktiven Heer Dienst zu tun, Sie im Kriegsministerium ersetzt. Gern wird es mit Ihnen über Ihre weitere Verwendung verhandeln.“

Bernadotte ist wütend. „Mein lieber Kriegskamerad“, wendet er sich an Lefèbvre, „wie konnten Sie einen solchen Auftrag übernehmen, statt diesen Kerlen die Ohren abzuschneiden!“ Er, der wenige Wochen zuvor noch versichert hatte, er würde viel lieber als bescheidener Bürger leben, und er habe den ihm angebotenen Posten nur übernommen, weil das Vaterland in Gefahr sei, klebt auf einmal an seinem Sessel und schämt sich, seinen Untergebenen seinen Rücktritt mitzuteilen. Die laufende Post erledigt er noch und unterzeichnet, als wäre er nach wie vor Minister. Saint Albin muß einen Brief an Sieyès richten, in dem es am Schluß heißt: „Sie nehmen eine Entlassung an, die ich gar nicht gegeben habe.“ Doch erklärt er sich mit dem erzwungenen Rücktritt einverstanden und verlangt seinen Abschied unter Gewährung des Ruhehaltes als Divisionsgeneral. Dieser Bitte wird entsprochen. Bernadotte zieht sich nach Sceaux zurück, wo er einen ausführlichen Rechenschaftsbericht über seine Ministertätigkeit ausarbeitet. Der letzte Satz dieses Schriftstücks, das er dem Direktorium vorlegt, entspricht seiner erbitterten Stimmung: „Der Ruhm gewonnener Schlachten gehört mehr den tapferen Kriegern, mehr den Generalen, die ihre Soldaten ermutigen, als dem Minister.“

Seine letzte Hoffnung war, im Rat der Fünfhundert werde es zu einer stürmischen Interpellation wegen seiner Abberufung kommen. In der Tat versuchen dort auch die letzten Jakobiner Lärm zu schlagen, denn sie erblicken in der Maßregelung des mit ihnen sympathisierenden Ministers den Vorboten eines bevorstehenden Staatsstreiches. General Jourdan als ihr Wortführer stellt den Antrag, darüber abzustimmen, ob das Vaterland in Gefahr sei.

Doch er dringt nicht durch; der Präsident der Versammlung, Lucien Bonaparte, versteht die erregten Gemüter durch den Honigseim seiner Zunge zu beschwichtigen. Der Antrag wird abgelehnt, und man geht über Bernadottes Sturz zur Tagesordnung über.

Bernadottes Entlassung war nur von Sieyès, Barras und Roger-Duclos unterschrieben. Die Namen der beiden anderen Direktoren Gohier und Moulins fehlten. Um vor der Öffentlichkeit zu bekunden, daß sie mit diesem Schritt ihrer Kollegen nicht einverstanden sind, machen sie Bernadotte einen offiziellen Besuch und drücken ihr Bedauern über seinen Rücktritt aus. Aber an der Tatsache ändern diese Kundgebungen nichts mehr.

Bernadotte tut anfangs, als wäre seine Laufbahn abgeschlossen und es bleibe ihm nichts übrig, als nach Amerika zu gehen. In Wirklichkeit aber verläßt er nicht das Weichbild von Paris, sondern wartet ab, welchen Lauf die Dinge nehmen werden.

Einen Monat später weiß er Bescheid: Napoleon ist aus Ägypten zurückgekehrt.

NEUNTES KAPITEL

Der Kampf um die Macht

Als die Kunde von Napoleons Landung in Fréjus sich in Paris verbreitete, soll Bernadotte beantragt haben, das Direktorium müsse den General wegen Fahnenflucht vorm Feind vor ein Kriegsgericht stellen und aburteilen.

Natürlich, der Sieger von Italien war den ehrgeizigen Intriganten im Wege. In seiner Abwesenheit hofften sie das Rennen zu machen, denn der Staat befand sich in einer geradezu verzweifelten Lage; er hätte also jedem, der ihn retten wollte, die Diktatur überlassen.

Nun kam Er plötzlich zurück, nachdem er mit kaum 28000 Mann Ägypten und Syrien erobert hatte. Kam zurück, weil seine Anwesenheit in Europa für die Existenz des Staates wichtiger war, als wenn er im Orient geblieben wäre. Dort